

Zeitschrift: Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 94 (2014)
Heft: 1021

Artikel: Georgisch, glücklich - und (fast) gesetzlos
Autor: Scheu, René / Svimonishvili, Mikheil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-736019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

4 Georgisch, glücklich – und (fast) gesetzlos

Der Unternehmer und ehemalige georgische Landwirtschaftsminister Mikheil Svimonishvili weiss, was sein Land vorangebracht hat: Flat Tax, Rechtsstaat, Rückbau der Verwaltung – und fehlende Hygienevorschriften.

René Scheu trifft Mikheil Svimonishvili

«The Economist» hat vor einiger Zeit geschrieben, dass sich Georgien als Star des Kaukasus neu erfunden habe. «Die Polizei lässt sich nicht schmieren, und Elektrizität ist kein Luxus mehr. Aber am wichtigsten ist, dass die Leute selbst über solchen Erfolg nicht länger erstaunt sind. Die grösste Veränderung spielte sich in den Köpfen ab.» Stimmen Sie mit der Einschätzung überein oder zeichnet das britische Magazin ein zu schönes Bild Ihres Landes?

Die georgischen Bauern waren schon zu Sowjetzeiten ausgeprägte kleine Kapitalisten, die im Stillen und Privaten geschäfteten. Dieser Wille der Leute, etwas aus sich und aus ihrem Land zu machen, den gab es. Und den gibt es. Dabei lag es nahe, auf unternehmerfreundliche Bedingungen zu setzen. Damit werden neue Opportunitäten für die Georgier geschaffen, aber zugleich auch für alle anderen im Kaukasus, die ein Business aufziehen wollen. Unsere Situation ist mit jener der Schweiz vergleichbar: In Georgien haben wir ausser Mangan kaum Rohstoffe, aber wir haben fleissige Leute, und das Land liegt geostrategisch goldrichtig. Wer die Geschichte kennt, weiss: Die Seidenstrasse von China nach Europa führte direkt durch Georgien. Wir wollen wieder zu jenem blühenden Handelsplatz werden, den wir einst waren.

Das klingt nach politischem Programm. Zwei Jahre waren Sie selbst Agrarminister, sonst kennt man Sie aber vor allem als Unternehmer und CEO des grössten georgischen Mineralwasserunternehmens. Der unbedarfte ausländische Beobachter würde sagen: Unternehmertum und Regierungsverantwortung liegen in Georgien gefährlich nahe beieinander.

Ich weiss. Europäische Ohren sind sehr sensibel. Aber ich kann Sie beruhigen: Der Staat hat die Wirtschaft in die Privatheit entlassen, und die wirtschaftlichen Akteure wissen die neue Freiheit zu schätzen. Das neue Georgien ist ein extrem junges Land – es wurde nicht 1848 gegründet wie die Eidgenossenschaft, sondern 2004, nach der Rosenrevolution. Zuvor galt trotz frisch gewonnener Unabhängigkeit im Jahre 1991 in der Tat das pseudobiblische Motto: Die neue Situation ist bloss alter sowjetischer Wein in neuen postsowjetischen Schläuchen.

Ist das neue Georgien bloss die Idee einer politischen Elite? Oder findet es auch Rückhalt in der breiten Bevölkerung?

Mikheil («Miho») Svimonishvili,

1976 geboren, ist Mitgründer, Miteigentümer und CEO der Margebeli Group, die Trinkwasser und Lebensmittel in Georgien herstellt, distribuiert und exportiert. Der Umsatz der Gruppe beträgt rund 25 Millionen Dollar. Von 2005 bis 2006 war er unter Mikheil Saakashvili Landwirtschaftsminister.

René Scheu

ist Herausgeber & Chefredaktor dieser Zeitschrift.

Fast alle georgischen Bürger stehen dahinter. Nach Jahren der Misswirtschaft wollen sie endlich die Chance nutzen, um ihr Leben in Georgien zu verbessern.

Wenn Sie unternehmerische Zwischenbilanz ziehen:

Wo steht das Land heute, zehn Jahre nach dem Neubeginn?

Wir haben unsere Institutionen in Rekordzeit radikal reformiert, die Bürokratie ist minimal, der Staat selbst für mitteleuropäische Verhältnisse sehr transparent, die Eigentumsrechte wurden gestärkt. Aber all das reicht nicht. Wenn man uns in Europa und dem Rest der Welt kaum kennt, so ist dies unser Versäumnis. Wir sind erst daran zu lernen, unsere Errungenschaften auch überzeugend zu vermarkten. Aber ich denke, wir sind bereit, die Prüfungen zu bestehen, die westliche Kapitalgeber und Regierungen von uns verlangen.

Georgien als unternehmerischer Hub im Kaukasus?

Auch – aber nicht nur! Natürlich wollen wir die Verwaltungszentralen und Firmensitze internationaler Konzerne anziehen. Wir wollen aber auch neue Produktionsstätten ansiedeln. Es ist eine Herkulesaufgabe und braucht viel Zeit, neues Kapital aufzubauen. Unsere Leute sind gut qualifiziert, sie werden an Business Schools auf Managementaufgaben vorbereitet, die Anstrengungen im Bildungsbereich sind enorm. Georgien hat in den letzten Jahren viel in die Infrastruktur investiert, Strom, Wasser, Gas, Strassen. Dank dem Anschluss ans Schwarze Meer und guter Verkehrswege über Land können wir einerseits in die boomenden benachbarten Länder exportieren, aber auch darüber hinaus – in die ganze Welt.

Das klingt ambitioniert, aber Hand aufs Herz:

Wie steht's um die Korruption?

Serena Jung

Migroshvili

Auf der Fahrt zur Fabrik zeigt Mikheil Svimonishvili auf die Geräteparks, die die Regierung in verschiedenen Regionen aufgestellt hat, damit sich die Bauern Traktoren und anderes Gerät für die Feldarbeit ausleihen können.

Für eigene Ausrüstung fehlt ihnen das Geld, mehr produzieren aber können sie nur mit Maschinenkraft, und mehr produzieren heisst für Svimonishvili: mehr Gemüse und Früchte zum Einmachen. Die Marneuli Food Factory ist eines der vier Standbeine der georgisch-schweizerischen Margebeli Holding, die sich neben Mineralwasser, Agrarbau und Distribution eben auch auf das Verarbeiten von Lebensmitteln versteht.

Geschäftsführerin der Marneuli Food Factory ist Irina Gaprindashvili, 26, seit drei Jahren in der Holding tätig, und seit zwei Jahren leitet sie die Haltbarmachungsfabrik. Die Saison neige sich langsam dem Ende zu, 7000 Tonnen allein an Tomaten hätten sie dieses Jahr verarbeitet. 2007 gegründet, verzeichnet die junge Firma stetes Wachstum. Die Ausgangslage sei gut, da die Georgier begännen, lokale Produkte zu schätzen und im Moment noch 80 Prozent der Lebensmittel importiert würden. Export sei aber ein Thema: sie besuchen Messen in Lettland, Dubai und China. Mit den meisten postsowjetischen Staaten bestehe schon länger ein Freihandelsabkommen, seit Juni dieses Jahres auch mit der EU. Gaprindashvili spricht neben Englisch, Russisch und Deutsch auch Spanisch. Und ja, damit sei es leicht gewesen, nach dem Studium eine Anstellung zu finden.

Kurz bevor wir auf das Gelände der Fabrik einfahren, rückt Svimonishvili auf dem Autositz nach vorn und erklärt, sein absolutes Vorbild sei «Dutti». Wir lachen, freuen uns wohl, dass er den Migros-Gründer kennt. Svimonishvili aber bekräftigt: «Nein, nein! Wirklich, schaut!», und zeigt auf die Produktionshalle, auf der der orange Buchstabe «M» prangt. «M, das steht für Mikheil, für Migros und für Marneuli!» Er wolle alles ganz genau so machen wie Gottlieb Duttweiler. Letzte Woche habe er die Bischofszell-Fabrik besucht, vor längerer Zeit eine Migros-Budget-Linie lanciert. «Velo» heisst seine Güstiger Version und steht für die Endung von «Sakartvelo», für das landessprachliche Georgien wie für das Fahrrad, mit dem man oft auf die japanische Wirtschaft verweise – immer strampeln, sonst liegt das ganze Konstrukt darnieder. Ob auch das Kulturprozent in seinem Plan enthalten sei, wollen wir wissen. Eine Privatschule habe er mitgegründet – die Sechste Autorisierte Schule in Tbilisi. Denn Bildung, das sei das Wichtigste überhaupt.

Seit zehn Jahren habe ich keinen einzigen Dollar verwenden müssen, um jemanden zu schmieren – weder einen Polizisten noch einen Finanzbeamten. Das war in den 1990er Jahren unter Shevardnadze noch ganz anders. «The Economist» hat recht, wenn die Zeitschrift von Luxus spricht: Wer damals zuverlässig Strom wollte, musste dafür extra bezahlen. Wer mit dem Staat in Kontakt kam, musste die Beamten gnädig stimmen. Jobs, die mit öffentlicher Macht verbunden waren, waren sehr begehrt; sie versprachen eine Extrarente.

In Europa verläuft das politische Leben in etablierten Bahnen, selbst Minireformen brauchen Jahre, zuweilen Jahrzehnte. Ein radikales Reformprogramm, wie es sich die Georgier verpassten, ist vor diesem Hintergrund nicht einmal vorstellbar. Wie haben die Bürger reagiert?

Im Grunde gab es einen impliziten Konsens: entweder wir packen's jetzt oder wir packen's nimmermehr. Das Tempo war kein Problem, sondern eine Chance, viele Reformen wurden über Nacht durchgezogen.

Über Nacht – wie meinen Sie das?

Ich meine das ganz buchstäblich. Zum Beispiel wurden von einem Moment auf den anderen alle Polizisten entlassen, alle! Denn wir haben schnell gemerkt, dass wir nur so der tief verwurzelten Korruption Herr werden konnten. Es dauerte einige Zeit, bis wieder neue Polizeikräfte im Einsatz waren. Georgien musste also drei Monate ohne die Gesetzeshüter auskommen. Und Sie werden es nicht glauben: Das Land funktionierte reibungslos, die Delikte nahmen nicht zu, sondern ab. Uns allen in der Regierung war bewusst: Wir haben ein Zeitfenster von ein paar Jahren, in denen alles möglich ist. Danach beginnen die strukturkonservativen Kräfte wieder überhandzunehmen.

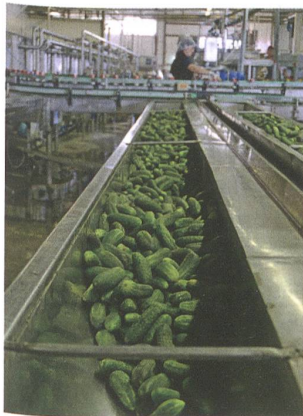
Ziemlich mutig. Oder verrückt. Die Leute begehrten nicht auf?

Im Gegenteil. Sie standen voll dahinter, denn sie waren es ja, die am meisten unter der Korruption litten. Ein anderes Beispiel, das Eingang in die Geschichtsbücher gefunden hat und in mein Ressort als Landwirtschaftsminister fiel: Wir haben auf einen Schlag sämtliche Lebensmittel- und Hygienevorschriften abgeschafft. Denn unter Shevardnadze spazierten die Lebensmittelkontrolleure von Restaurant zu Restaurant und kassierten von deren Besitzern jeweils ein schönes Sümmchen, wobei sie ihnen im Gegenzug grosszügigerweise die Betriebslizenz weiterhin gewährten. Wer diese Form des Amtsmissbrauchs bekämpfen wollte, musste erst mal die Gesetze beseitigen, die den Beamten so viel Macht gaben.

Es herrschte für kurze Zeit also der reine Markt.

Wie entwickelte sich das Experiment?

Zu unserer Zufriedenheit. Der Restaurantbesitzer will seine Kunden ja nicht vergiften, sondern sie durch ein besonders gutes und schönes Ambiente in sein Lokal locken, damit sie ihm freiwillig sein Geld überlassen. Ich vertraue jederzeit lieber dem Eigeninteresse des Restaurantbesitzers als der angeblichen Gemeinwohlorientierung eines Beamten. Unsere Massnahmen haben jedenfalls gewirkt. Die Restaurants waren erstmals wirklich sauber und die Beamten kassierten kein Schmiergeld mehr.



Im Uhrzeigersinn:
Mikheil Svimonishvili, Irina Gaprindashvili,
Fabrikeingang, Gurken auf Band
und im Glas mit orangem «M»,
photographiert von Martina Jung.



Warum hat Georgien später die Vorschriften wieder eingeführt, wenn alles wunderbar lief?

Es reicht leider nicht, wenn die Georgier wissen, dass die Hygiene in Georgien auch ohne Hygienevorschriften bestens funktioniert. Wir wollen ja mit anderen Wirtschaftsräumen kooperieren, und darum haben wir neue Standards etabliert. Sie waren maximal simpel und nachvollziehbar und erst noch mit EU-Richtlinien kompatibel.

Die EU soll auch Absatzmarkt für die Produkte Ihrer Unternehmer werden, seit Juli stehen erste Freihandelsabkommen. Das Unternehmen selbst ist eine georgisch-schweizerische Kooperation. Wie kam es dazu?

Mein Vater führte in den 1990ern immer mal wieder westliche Touristen, die Georgien näher kennenlernen wollten, durch das Land. 1997 war Thomas Diem unter ihnen, ein Schweizer Arzt und Psychiater, den die georgische Musik faszinierte. Sie fuhren in das Gubazouly-Tal, um einen alten Mann aufzusuchen, der noch sehr traditionelle georgische Lieder kannte. In dem kleinen Dorf Nabeghlavi gab es eine Mineralquelle, seit Anfang des 20. Jahrhunderts bekannt. Sie sicherte den Bewohnern einst das Auskommen, lag jedoch seit Jahren brach. Thomas Diem wollte helfen, und er erkannte unsere Bereitschaft, etwas zu bewegen. So erwarteten wir die Quelle gemeinsam für 40 000 Dollar vom Staat. Wir begannen mit fünf Leuten im Dorf. Heute hat die gesamte Unternehmensgruppe 1000 Mitarbeiter.

Das klingt nach der Karriere eines Selfmademan.

Lief sie tatsächlich so ab?

Ich hatte den nötigen Ehrgeiz, das stimmt. Der erste Businessplan bestand aus drei hingekritzelten Seiten von Gia Gogoladze, meinem Geschäftspartner. In den folgenden Jahren investierten wir viel in offensives Marketing. Ohne die Unterstützung durch Schweizer Freunde hätten wir jedoch nicht expandieren können; ich verfügte damals über kein Kapital. Sie haben es mir auch ermöglicht, 1998 und 1999 an der Universität Zürich zu studieren. Ich habe damals viele schweizerische Mineralwasserproduzenten besucht, von Migros bis Rivella, und stets standen mir die Türen offen. Ich habe helvetische Standards in der Organisation, Führung und Rechnungslegung meiner eigenen Firmen übernommen. Ich lernte Zuverlässigkeit, Transparenz und Kompetenz zu schätzen.

Sind Sie mit dem Geleisteten zufrieden?

Ich schlafe bis heute nicht besonders viel, aber die Aufgabe, die ich mir selbst gegeben habe, erfüllt mich. Ich habe eine tolle Familie, ich arbeite mit guten Leuten zusammen. Insofern – ja, ich bin zufrieden. Aber ich will natürlich mit meinen Firmen weiterwachsen.

Wie kam es, dass Sie als ambitionierter Mineralwasserfabrikant mit 26 Jahren zum Landwirtschaftsminister berufen wurden?

Ganz einfach: Mikheil Saakashvili hat mich am Telefon um ein Treffen gebeten und mich direkt gefragt. Wir waren eine Generation junger Wilder, Tbilisi ist überschaubar, und alle sind zumeist über ein paar Ecken miteinander bekannt. Saakashvili hielt Ausschau nach neuen Leuten, die frei von sowjetischen Seilschaften

waren, über einen Leistungsausweis und westliche Erfahrung verfügten. Aus geschäftlicher Sicht war es kein kluger Entscheid, das Ministerium zu übernehmen – die Firma stagnierte in den beiden Jahren, ich hatte meine Aktien vor dem Amtsantritt meinem Vater überschrieben und die Leitung abgegeben. Allerdings hat sich der Ausflug in die Politik dennoch gelohnt; ich wollte meinem Land dienen, es voranbringen, und ich denke, das ist mir und meinen Mitstreitern gelungen.

Sie haben nie einen Anflug von Zweifel verspürt, der Aufgabe als Agrarminister nicht gewachsen zu sein?

Ich habe mir gesagt: Wer den Ehrgeiz hat, ein Unternehmen aufzubauen, kann auch ein Ministerium führen. Und so leitete ich von einem Tag auf den anderen ein Amt mit 6000 Mitarbeitern. Wobei allen klar war, auch den Angestellten selbst: sie hatten eigentlich nichts zu tun. Ich habe viele schlaflose Nächte verbracht, als ich mir Gedanken über Liberalisierungs- und Privatisierungsschritte machte.

Mit welchen Konsequenzen?

Ich habe 5000 Leute nach Hause geschickt und wurde selbstredend auch stark angefeindet. Traktorfahrer und Ärzte waren fortan keine Beamten mehr, sondern ganz normale Bürger, die auf eigene Rechnung zu wirtschaften hatten. Aber ich wusste, dass ich das Richtige tat.

Warum haben Sie später Ihre politischen Ambitionen begraben?

Ich bin kein Verwalter. Mich interessieren Fabriken, Ideen, Maschinen. In den wilden Jahren konnte ich in der Politik viel bewegen. Heute wäre das schon schwieriger, mir fehlt für die Taktikerei die Geduld.

Sind Sie 2006 freiwillig aus dem Amt geschieden?

Saakashvili hat die Regierung umgebaut – der Grund war ein persönlicher Konflikt des Präsidenten mit dem Verteidigungsminister. Ich war unter den dreien, die gehen mussten. Alles verlief korrekt, Saakashvili bat mich um ein Gespräch, ich willigte ein. Es war mir gerade recht. Ich hatte meine Pflicht getan und konnte mich wieder um mein Unternehmen kümmern.

Keine Enttäuschung?

Absolut nicht. Das ist eben der Unterschied. In Europa ist ein Minister, der entlassen wird, plötzlich arbeitslos. In Georgien sind die Minister froh, dass sie wieder ihren Geschäften nachgehen können.

Sowohl Saakashvili als auch Ivanishvili, sein politischer Widersacher, ehemaliger Premierminister und Initiator des herrschenden Regierungsbündnisses, sind pro Marktwirtschaft und Unternehmertum. Gibt es in Georgien überhaupt Sozialdemokraten nach europäischem Vorbild?

Klar, die gibt es, auch in der aktuellen Regierungskoalition, allerdings sind sie nicht besonders stark. Zu ihnen zählen viele Künstler und Filmemacher. Sie waren in der Sowjetunion privilegiert, hatten Datschas und Autos, und sie hätten ihre Privilegien gerne zurück.

Bekommen Sie als Ex-Minister eine Pension vom Staat?

Nein, keinen Rappen. Das gehört sich auch nicht. Es gibt keinen Grund, Politiker zu privilegieren.

Wie lange braucht man in Georgien, um ein Unternehmen zu gründen?

Ein paar Stunden.

Wie lange braucht man, um eine Steuererklärung auszufüllen?

Das läuft alles elektronisch. Man braucht keinen Treuhänder.

Dank Flat Tax ist die ganze Prozedur maximal einfach.

Eine Flat Tax ist im alten Europa nicht mehrheitsfähig.

Wer mehr verdient, soll nicht nur absolut, sondern auch relativ mehr

in den gemeinsamen Topf einzahlen – die sozialistische Idee der

Steuerprogression wird auch von nominell bürgerlichen Politikern

nicht in Frage gestellt.

Das ist mir ein Rätsel. Ich kann mir das Regime der Steuerprogression nur so erklären, dass sich Zentraleuropa in einer anhaltenden Wohlstandsblase befindet. Gerade als Unternehmer muss ich sagen: Ich trage zusammen mit den anderen Eigentümern das Risiko des Verlusts; ich schaffe Arbeitsplätze, was ja die sozialste Politik ist, die man sich vorstellen kann, und ich bezahle viele Steuern. Damit bringe ich das Land voran, und das Land hat das grösste Interesse, mich in meinem Tun nicht zu behindern. Heute haben wir diesen Konsens in Georgien. Aber mir ist auch klar: Sollte es Georgien einst wirtschaftlich so gut gehen wie Deutschland oder der Schweiz, dürften die Leute ebenfalls auf die Idee kommen, die Steuerprogression einzuführen. Das ist ein Denken, das man sich leisten können muss.

Welches waren die Vorbilder für die Reformagenda in

der Regierung Saakashvili?

Wir gingen sehr eklektisch vor. Wir nahmen das Beste aus den USA, aus der Schweiz, aus Israel, aus Singapur. Je nach Fall, je nach Gesetz.

Wie zuverlässig sind heute Rechtsstaat und Demokratie in Georgien?

Es kommt auf den Massstab an. Vergleichen wir unsere Demokratie mit Russland, Aserbaidshan oder Kasachstan, sind wir schon sehr weit gekommen – die letzten Wahlen brachten neue Leute an die Macht, der Regierungswechsel verlief friedlich und reibungslos. Wir haben keine Familienclans, die die Politik beherrschen, es finden keine Rachefeldzüge statt. Blicken wir hingegen in die Schweiz, so bleibt noch viel zu tun; das Niveau der politischen Debatte, zuverlässige Parteien, aktive Bürger, daran müssen wir noch arbeiten. Was den Rechtsstaat angeht, so funktioniert er tadellos, die Richter sind nicht bestechlich. Und die Juristen, die für den Staat arbeiten, sind gut ausgebildet, viele im Westen.

Stellen Sie Verwandte in Ihrer Firma an, die auf Jobsuche sind?

Nur wenn sie gut sind.

Keine Gefälligkeiten innerhalb der grossen georgischen Familie?

Nein. Die Zeiten sind vorbei. Ich habe stets ein offenes Ohr für Leute, die etwas leisten wollen. Aber ich verteile keine Familienrenten. <

Allan Guggenbühl

Auf Georgien!

«In Gedanken an die Menschen, die wir lieb gewonnen und die uns geholfen haben!»
«Auf eine gute Zusammenarbeit und das Gelingen unseres gemeinsamen Projektes!»
Ich sitze mit meinen georgischen Kolleginnen und Kollegen an einem länglichen Holztisch in einem Gartenrestaurant oberhalb Tbilisis. Unter uns glitzern die Lichter des Altstadtquartiers, wir sehen einen Teil des überdimensionierten, futuristischen Justizgebäudes und im Hintergrund die riesige Tsiminda-Sameba-Kathedrale. Am Nebentisch sitzt eine Gruppe angetrunkener Männer; sie scheinen sich anzuschreien, einander übertönen zu wollen. Zwischendurch stimmen sie jedoch in einen vierstimmigen Gesang ein und heben ihre Gläser. Wir selber haben Gozinaqi (Nüsse) genossen, Khinkali (Teigtaschen) verschlungen und natürlich georgischen Rotwein aus Kachetien, dem Südosten Georgiens, kredenzt! Zwar haben wir ihn nicht aus einem Trinkhorn getrunken, wie es ursprünglich Sitte war, sondern aus Gläsern. Reichlich floss er trotzdem, und wir sind alle ein bisschen angesäuselt. Was jedoch vor allem zu lebhaften Diskussionen führt, sind die Trinksprüche! Der älteste Kollege der Runde hebt immer wieder das Glas und stösst auf das Heimatland, die Partner, Freundschaften, die Verstorbenen und die Musik an. Oft löst sein Trinkspruch eine kürzere oder längere Diskussion aus. Wie hat man den Krieg erlebt? Gibt es die wahre Liebe? Wer gewinnt im Europacup? Wie steuert man ein Auto über löchrige Strassen? In Georgien sitzt man bei geselligen Anlässen nicht nur zusammen und wartet darauf, dass etwas geschieht, sondern das gemeinsame Trinken folgt einem Ritual. Als erstes wird ein Zeremonienmeister bestimmt, der Tamada. Dies geschieht ohne Diskussion oder formelles Prozedere, denn meistens ist allen klar, wem diese Rolle zufällt: dem Gastgeber, der ältesten oder wichtigsten Person der Tafelrunde. Der Tamada hat die Aufgabe, kluge, originelle oder zotige Trinksprüche auszusprechen. Er bringt Themen in die Runde, damit es zu Gesprächen kommt. An den Supras, den formellen Banketts, wird der Tamada im Voraus bestimmt und hat 16 Trinksprüche vorzubringen. Mit Vorteil werden trinkfeste und sprachgewandte Personen gewählt, denn der Tamada sollte auch nach mehreren Spruchrunden noch witzig und geistreich sein. Die Tradition des Tamadas erlebte ich als Gewinn. Soziale Anlässe sind in Georgien, nicht zuletzt dank dieser Trinksitte, ein Erlebnis. Uns in der Schweiz würde eine solche Sitte auch helfen, damit Tischgespräche vielfältiger werden und nicht nur über Ferien, die Kinder oder Probleme mit dem Garten geredet wird.

Allan Guggenbühl ist Psychotherapeut und Professor an der Pädagogischen Hochschule Zürich.

Neue Bücher von Diogenes

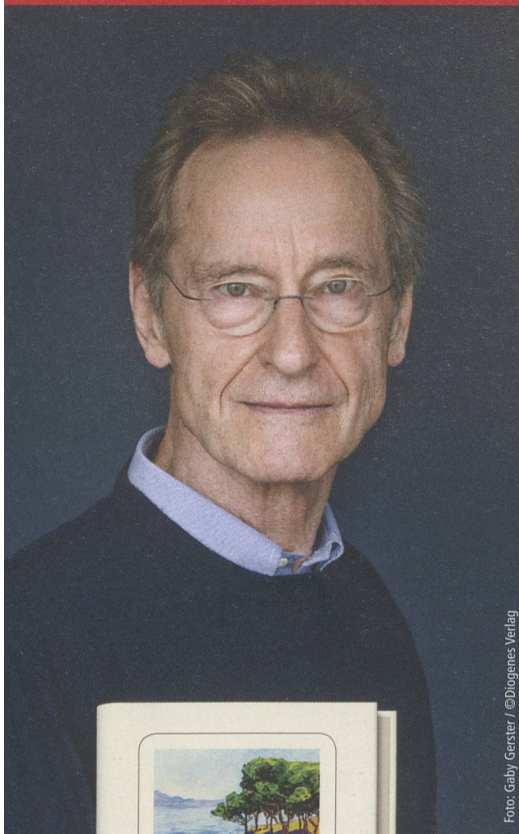
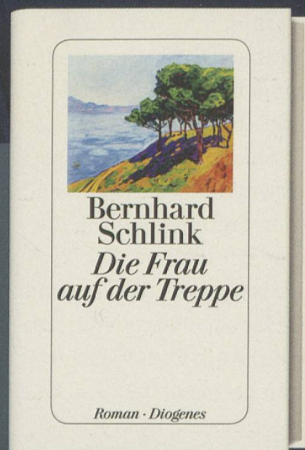


Foto: Gaby Gerster / © Diogenes Verlag



256 Seiten, Leinen, sFr 29.90 *
Auch als E-Book und Hörbuch

Überraschend, eindringlich,
bewegend.

Das berühmte Bild einer Frau, lange verschollen, taucht plötzlich wieder auf. Überraschend für die Kunstwelt, aber auch für die drei Männer, die diese Frau einst liebten – und sich von ihr betrogen fühlen. In einer Bucht an der australischen Küste kommt es zu einem Wiedersehen: Die Männer wollen wiederhaben, was ihnen vermeintlich zusteht. Nur einer ergreift die Chance, der Frau neu zu begegnen, auch wenn ihnen nicht mehr viel Zeit bleibt.



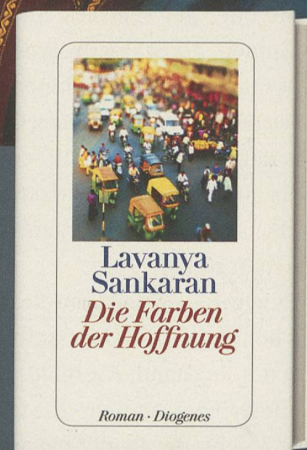
Foto: Klaus Einwanger / © Diogenes Verlag



320 Seiten, Leinen, sFr 39.90 *

Endlich: Essen wie
Bruno im Périgord!

Das Kochbuch zu den kulinarischen Krimis von Martin Walker. Statt nur delikater Kriminalfälle für Bruno gibt es endlich auch die delikatsten Rezepte mit marktfrischen Zutaten von Bruno, *Chef de police*, zusammengestellt von Martin Walker und optisch stimmungsvoll in Szene gesetzt durch den Foodfotografen Klaus-Maria Einwanger! Trüffeln, Pâté, Käse, guter Wein und schöne, geschichtsträchtige Landschaft: Der Hobbykoch aus dem Périgord spricht alle Sinne an. Ein Gaumenschmaus und kulinarischer Reiseführer! Und eine große Liebeserklärung an das Périgord!



464 Seiten, Leinen, sFr 32.90 *
Auch als E-Book

Für Kopf und Bauch, fürs Herz
und alle Sinne.

Anand ist Unternehmer in Bangalore. Kamala seine Hausangestellte. Arm und Reich, Tradition und Moderne, Aufstieg und bodenloser Fall – in der boomenden Metropole im Süden Indiens ist all dies nie mehr als einen Schritt voneinander entfernt. Lavanya Sankaran erzählt von zwei Familien, die in ein und derselben Stadt in zwei verschiedenen Welten leben. Und von dem, was sie verbindet: glühende Hoffnung.

René Scheu

Die Frauen und das Schach

Als ich mitten in Tbilisi das Gebäude der Georgischen Schachföderation betrete, fühle ich mich, als wäre ich in sowjetischen Zeiten gelandet: dunkle Räume, tonnenschwere Möbel, Stühle aus einer anderen Zeit. Natürlich kenne ich die Sowjetunion nur aus amerikanischen Filmen, aber wie ein Protagonist in einem Film komme ich mir auch vor. In einem Vorzimmer warte ich auf Giorgi Giorgadze, Präsident der Georgischen Schachföderation. Überall hängen Photographien von Garri Kasparov.

Georgien ist ein kleines Land mit grosser Schachtradition, Veranstalter der Schacholympiade 2018. Es verfügt heute über mehr als zwei Dutzend Schachgrossmeister – die Schweiz hat in den letzten 20 Jahren gerade mal deren vier hervorgebracht. In der Welt des georgischen Schachs geben jedoch klar die Frauen den Ton an. Giorgi Giorgadze, ansonsten die Gravität in Person, setzt zu einem diskreten Lächeln an: «Die georgischen Frauen sind sehr schön und sehr klug.» Das Lächeln scheint ewig anzuhalten. Zweifellos, entgegne ich – aber warum Schach? Es sei bewährte Tradition in den guten Familien, dass die Frau als Mitgift ein schönes Schachspiel in die Ehe bringe, um ihre Klugheit zu beweisen. Und in Georgien hätten sie die besten Trainer: georgische Männer, die ihre Frauen verstehen. Die Vorbilder für die vielen jungen Spitzenschachspielerinnen im heutigen Georgien sind deren zwei: Nona Gaprindashvili, Weltmeisterin von 1962 bis 1978, und Maia Tschiburdanidze, die ihre Landsfrau mit erst 17 Jahren vom Schachthron stiess und ihn von 1978 bis 1988 hartnäckig besetzt hielt. Sie zählt bis heute zu den besten Spielerinnen Georgiens.

Ich spiele in Tbilisi fast jeden Abend Blitzschach, mit Gia Gogoladze, Geschäftspartner von Miho Svimonishvili und in jungen Jahren Schachmeister. Gia überspielt mich regelmässig. Und er ist dabei ein echter Sportler: Er lässt mich nicht gewinnen und crasht mein Ego, sooft er nur kann. Nur manchmal, da denke ich ein paar Züge weiter als Gia – und schlage ihn. Aber eben nur manchmal.

Dennoch fühle ich mich fit und bitte den Schachpräsidenten nach dem Interview um eine Partie. Eigentlich ziemlich vermessen – in den besten Zeiten war Giorgadze Profi, Sekundant von Kasparov (daher die Photographien!), mit einem Ranking von mehr als 2600 ELO. Er kramt ein Spiel hervor, stellt es auf den Tisch und sagt: «Kasparov hat es mir geschenkt.» Wir spielen Nimzowitsch, Sämisch-Variante. Ich wittere nach zähem Mittelspiel meine Chance, opfere einen Bauern und greife an. Giorgadze kommt ins Grübeln, gibt sich aber keine Blöße. Der Angriff verpufft, und der Präsident schenkt mir sein zweites Lächeln an diesem Vormittag.

René Scheu

Der Reformier und die Bildung

Vato Lejava, CEO der Free University of Tbilisi, wartet am Eingang und führt mich durch die Räumlichkeiten seiner Hochschule am äusseren Rand der georgischen Hauptstadt. Wo einst eine staatliche Lehranstalt untergebracht war, residiert seit 2007 eine private Universität, die bereits sämtliche nationalen Rankings anführt, von Recht über Computerwissenschaften bis zur Business School. Was dem mitteleuropäischen Beobachter sogleich auffällt: Die Klassen sind klein, 10 bis 20 Studenten treffen auf einen Professor, der zudem nur unwesentlich älter wirkt als seine Alumni. Ich notiere: Moderne Businesskultur trifft auf das Humboldt'sche Bildungsideal.

Lejava hat allen Grund der Welt, die guten Resultate der Free University zu loben. Denn was Qualität ist, entscheiden in Georgien nicht Bildungspolitiker, sondern die Studenten höchstselbst. Alle Kandidaten eines Jahrgangs legen dieselbe nationale Prüfung ab, die sie erst für den Besuch einer Hochschule qualifiziert, und teilen ihre Präferenzen mit. Ob sie tatsächlich in ihrer Lieblingsfakultät studieren können, hängt vom Prüfungsergebnis ab – the best comes first. Jeder Student erhält vom Staat ein Pro-Kopf-Studiengeld (je nach Leistung 3000 Lari, 2100 Lari oder 1500 Lari), alle Universitäten, ob staatlich oder privat, konkurrieren um die besten Studenten. Die privaten Institute sind im Gegensatz zur öffentlichen Hochschule frei, das Studiengeld nach eigenem Belieben festzusetzen. Die Jahresgebühr der Free University beträgt beispielsweise 7000 Lari – was also, wenn der Student die Gebühren nicht selbst berappen kann? Dann springt die ebenfalls private Knowledge Foundation ein und übernimmt die Differenz.

Georgien hat also kurzerhand die Idee der Bildungsgutscheine («Voucher») umgesetzt, die der amerikanische Nobelpreisträger Milton Friedman bereits in den 1950er Jahren verfocht und europäische Bildungspolitiker bis heute für Teufelszeug halten. Einer der Väter der Bildungsreform war Kakha Bendukidze, Unternehmer und von 2004 bis 2007 Reformminister unter Mikheil Saakashvili. Bendukidze hat 2007 die staatliche Universität gekauft, privatisiert und als Free University neu lanciert. Das erklärte Ziel des bekennenden Libertären: den Beweis erbringen, dass Privatisierung, Bildungsqualität und Solidarität einen schönen Dreiklang bilden – es scheint, als sei ihm dies gelungen.

Vato führt mich durch die gutdotierte Bibliothek und deutet voller Stolz auf eine kleine Sektion von Büchern. Es sind die wichtigsten Werke von Milton Friedman und der Austrian School of Economics. Er hat sie selbst gesponsert – für die besonders wachen Studenten.